

Mayer begründete er 1842 neben der seinigen die Firma Mayer und Wigand, die sich 1845 auflöste und in den alleinigen Besitz Gustav Mayers übergang; 1844 kaufte Georg Wigand das Wengandsche Kommissionsgeschäft, das er 1856 an Hermann Haessel überließ, 1850 gründete er das Literarische Centralblatt unter der Firma: Expedition des Meßkatalogs; 1856 errichtete er mit Albrecht Kirchhoff zusammen noch ein Antiquariat.

Am 9. Februar 1858 starb Georg Wigand im noch nicht vollendeten fünfzigsten Lebensjahre. Der letzte der von Kallschmidt mitgeteilten Briefe ist Ende November 1857 in alter Vertraulichkeit an Wigand gerichtet. Richters Verhältnis zu seinem Freund war mit den Jahren schwieriger geworden, denn sein eigener Sohn und Schwiegersohn hatten sich zum buchhändlerischen Vertrieb der Werke des Meisters zusammengetan, und diesem mußte nun die Firma Gaber-Richter, die ja eigentlich seine eigne war, näher stehen als die bestbefreundete sonst. Das bekannte Richter denn auch sehr freimütig nach Leipzig hin und hat treuherzig um Rat und Beistand, die Wigand namentlich zu Anfang gern gewährte. Daß er hintennach auch empfindlich wurde, wenn Richter, der den Leuten so schwer etwas abschlagen konnte, besonders denen nicht, die »mit dem Bajonett« auf ihn losgingen — wenn er sich nicht nur den Kindern, sondern allen möglichen andern Bewerbern mit Arbeiten verpflichtete, kann man einem so ausdauernden und rechtschaffnen Freunde wohl nachfühlen. »Oder wollen Sie gar nichts für mich machen, so ist's auch gut« — solcher Zorn aus gekränkter Liebe festigte das Band um beide Männer mehr als er es lockerte, denn Richter versicherte gern immer wieder, daß er für niemand lieber arbeite als für Georg Wigand, zu dessen Person nicht nur, zu dessen ganzem Hause er mit dem seinigen im Verlauf der heitern und trüben Arbeitsjahre in die herzlichsten Beziehungen getreten war.

Wald nach Wigands Tode hörten die geschäftlichen Beziehungen Richters zum Georg Wigandschen Verlage auf. Aus zwei ziemlich förmlich abgefaßten Briefen Richters ist zu schließen, daß die Erben oder deren Bevollmächtigte die Besonderheit des freien Verhältnisses zwischen beiden Männern nicht vorsichtig genug berücksichtigt und die Lösung von Versprechungen forderten, die bei Richters abnehmender Schaffenskraft so bündig zu lösen nicht möglich waren. So zog er sich etwas verstimmt zurück. Dem Freunde bewahrte er ein dankbares Gedenken bis ans Ende.

Die Briefe Richters an Georg Wigand bieten keine Enthüllungen oder Überraschungen. In herzerquickender Frische teilt Richter seine großen und kleinen Leiden mit. Wenn er sich einmal erleichtern will — und er hat es hier und da nötig —, so geschieht es in humoristischer Weise, wobei die Feder gelegentlich als Zeichenstift verwendet wird und im Handumdrehen die lustigsten Bildchen hervorbringt, wenn ihm das Wort zu umständlich dünkt. Die künstlerischen Gewissensnöte Richters namentlich hinsichtlich der unverkürzten Wiedergabe seiner Kompositionen bezeugen seine Briefe so eindeutig und überreich, daß es schwer sein dürfte, angesichts solcher heißen und bitteren Ringens um die Form als letzten Ausdruck des Empfundnen noch fernerhin von einer akkuraten Emsigkeit dieses Zeichenlehrertalents zu sprechen. In seiner Selbstbiographie geht er über dergleichen Nöte mit ein paar Sätzen hinweg; es widerstrebt ihm, die Unzulänglichkeit der Stecher und Schneider, denen er seine gelungenen Blättchen allemal mit Angst hingab, nachträglich gar zu laut zu rügen. Er nahm ihre Fehler geduldig auf sich, und wieviel er damit auf sich lud, ist wohl erst heute im ganzen Umfang zu übersehen möglich geworden, wo durch die Ludwig Richter-Ausstellung in Dresden eine Sammlung seiner Originalzeichnungen geboten war, wie sie gleich gewählt und umfangreich noch nie beisammen war.

Unzählige Male klagt Richter seine Not mit den Holzschneidern:

»Ich bitte aber dringend, beide Sachen nur von Flegel oder Streichmar schneiden zu lassen und durchaus niemand anders darüber zu lassen.« (7. IV. 1846.) »Beim Hebel gebe ich mir ganz besondere Mühe und ich hoffe, es soll gut werden, wenn es nur immer recht schön geschnitten würde. Leider hat aber Bürkner keine Arbeiter mehr wie früher Henneberg, Boffe, Gellert usw. und er selbst schneidet nichts. Gaber wird leider jetzt durch ein paar Arbeiten für Schnorr auch unterbrochen, und wenn es nicht anders geht, wird man am Ende Flegel noch zu Hilfe nehmen müssen, vorausgesetzt, daß er selbst schneidet.« (6. VII. 1850.) »Ich habe Gaber etwas ins Gebet genommen, sich nicht durch Routine zum Oberflächlichen treiben zu lassen, wie es bei den meisten geschickten Holzschneidern geschieht; Hans und Käthe ist in den Köpfen nicht so gegliedert, wie ich es sonst bei ihm gewohnt bin. Noch übler geht es natürlich bei Bürkners Schülern, wo man gar viel Nachsicht üben muß. Ich gestehe aber, daß mir allemal Angst wird, ein besonders gelungenes Blättchen hinzugeben. Ich bin begierig auf Flegels Holzschnitte.« (23. VIII. 1850.) »Gaber hat das Köpfschen auf dem Blatte zu Hans und Käthe noch einmal gemacht, und da ist der Vergleich mit dem ersten Blatt interessant.

Sie können daraus sehen, wieviel größtenteils durch ungeschickten Schnitt verloren geht. Eine Hauptzeichnung von mir, zum Stadthalter von Schoppsheim, ist scheußlich tot und langweilig ausgeführt. Ich gebe meine gelungenen Zeichnungen jetzt wirklich allemal mit Herzensjammer hin« (11. IX. 1850). »Denken Sie nur nicht schlecht von mir, wenn Sie die ganze Sammlung meiner Schwachheiten vor sich haben werden, die durch viele Holzschneider noch schwächer geworden sind, als sie ursprünglich waren, und manches ist auch geradezu schlecht geworden, was recht lieblich oder gar hübsch im Original war. Im ganzen sieht man aber doch daraus, daß sich später Holzschneider gebildet haben, die in meinem Sinn und mehr nach deutscher Holzschneideweise (sic) gebildet haben, z. B. Boffe, Flegel, mehrere von Bürkners Schülern und Gaber. Dem Einfluß der Engländer ist zuletzt ein guter Riegel vorgeschoben worden. Beim Vikar hatte ich noch gar keinen rechten Begriff vom Holzschnitt und konnte nicht begreifen, warum die Schnitte so ganz anders aussehen als die Zeichnungen; ich war zu sehr geneigt, die Schuld auf mich zu laden, und das war dumm. Nun wollen wir wenigstens froh sein, daß es doch bedeutend besser um die jetzigen Holzschnitte aussieht oder vielmehr, daß wir eingeschulte Leute haben« (18. I. 1851). »Ich spüre es gewaltig, daß Gaber nicht mehr selbst meine Sachen schneidet, da er seine Zeit und Kräfte den Schnorr'schen Bibelblättern widmet. Er wird diese Woche mit dem Tobias fertig, eine treffliche Komposition, und wie der Probedruck der ersten Hälfte zeigte, ganz meisterhaft geschnitten.« (16. III. 1852). »Ich habe mir alle erdenkliche Mühe mit den Kompositionen gegeben und selbst die Aufzeichnung war vorzugsweise gelungen, aber das Arom geht immer verloren und die etwas heftige Funke wird dem geehrten Publikum vorgefetzt. Na, ich weiß was gruseln ist! Bei alledem muß ich sagen, daß sich die Holzschneider mit meinen Sachen die erdenklichste Mühe geben, aber so selten gelingt einmal etwas völlig nach Wunsch« (4. IV. 1853).

Auf den Stahlstich ist Richter nicht besonders zu sprechen. Schon im ersten mitgeteilten Briefe vom 1. Juli 1836 sagt er u. a. darüber:

»Die Stahlstiche sind sehr schön. Aber Eines und zwar die Hauptsache bei Werken dieser Art hätte ich wohl einzuwenden und Sie erlauben mir, obwohl ungerufen, meine Meinung auch darüber auszusprechen. Der Gegenstand nämlich macht am Ende ein Bild nicht grade interessant, sondern vielmehr die Auffassung des Gegenstandes. Ist die interessanteste Szene ohne Leben dargestellt, so hat sie auch damit ihr größtes Interesse verloren; und das ist die Ursache, warum einen die meisten Werke, die jetzt im Stahlstich herauskommen, so kalt lassen. Von gleicher Art war das Werk, nach welchem Sie beide Blätter haben stechen lassen. Es war eine Knabenarbeit, die ich im vierzehnten bis fünfzehnten Jahre gemacht habe und ohne Charakterisierung, ohne poetische Auffassung, bloß auf die gewöhnliche Weise zusammengetragen. Der englische Zeichner hat nichts andres daraus machen können, als es vollends ins englische zu übersetzen. Allen Stahlstichen fehlt Charakter, so auch hier. — Statt dessen haben Sie jetzt nur Kopien, müssen einen englischen Zeichner noch extra bezahlen, welcher die Sache in der gewöhnlichen Manier und nach hergebrachtem Schlandrian ausführt und die unendlich mannigfachen Reize deutscher Natur sollten nicht so gar englisiert werden.«

Nicht lange darauf, am 13. bezw. 15. Dezember desselben Jahres, berührt Richter abermals diese Angelegenheit:

»Soeben habe ich die beiden Probedrucke erhalten, sogleich retouschiert und sende sie Ihnen hiermit zurück. Im ganzen sieht man freilich, daß diese Stecher selbst wenig von Zeichnung verstehen, sonst würden sie die gegebenen Zeichnungen noch besser benutzen können. Uebrigens könnten Sie doch vielleicht demselben bemerken, daß er besonders auf genauere Charakteristik der Vorgänge etwas mehr Sorgfalt verwendet und den Zeichnungen sich in dieser Hinsicht mehr anschließt. — Diese Stecher sind bloße Fabrikarbeiter, können nur Striche machen, haben aber von Zeichnung, von Naturgefühl keine Spur in ihrer Arbeit; deshalb scheinen sie auch andere Zeichnungen wenig zu verstehen, besonders wenn sie nicht im englischen langweiligen Schlandrian gemacht sind.«

Bereits am 7. Februar 1837 muß sich Richter schon wieder über die Stahlstecher beschweren:

»Sie erhalten hiermit sieben neue Ansichten und den Probedruck zurück. Bei letztem sind die Zeichnungen aber gar nicht wiedergegeben. Die Herren Stahlstecher sollen doch ja 1. auf den eigentümlichen Effekt des Ganzen, 2. auf genaue Zeichnung der Details, 3. auf sorgfältige Behandlung der kleinen Figuren sehen. Weiden vorliegenden Blättern fehlt Kraft in den Vordergrund, zarte und geschmackvolle Behandlung in den Fernen und dies läßt sich auch durch keine Korrektur mehr hineinbringen; dies darf vom Anfange an nicht verfehlt werden.«